



Warum ich es nicht lassen kann

Das Lieblingsbuch von Konstantin Wecker

Kinderbücher gab es nicht bei uns zu Hause, außer dem *Struwwelpeter*, *Wilhelm Busch* und den *Münchner Bilderbögen*, also mehr oder weniger Comics. Wenn auch auf sehr hohem Niveau. Aber da meine Eltern eine große Bibliothek hatten, begann ich, vielleicht mit neun oder zehn Jahren, in den Büchern der Erwachsenen zu schmökern. Wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht (leider kann ich die Mama nicht mehr fragen), war *Robinson Crusoe* mein erstes Buch, und dann schenkte mir die Oma *Tom Sawyer* und *Huckleberry Finn*. Ich weiß noch ganz genau, wie ich mir nach der Lektüre vorgenommen hatte, niemals vor einer Angebeteten ein Rad zu schlagen und mich aufzuplustern. Ich habe den Vorsatz hundertmal gebrochen. Da meine Mutter Gedichte über alles liebte, konnte sie mich mit ihrer Begeisterung anstecken. Sie hatte täglich ein Gedichtzitat auf den Lippen und da mich der Rhythmus und die Melodie der Poesie in ihren Bann ziehen konnten, begann ich Eichendorf und Mörike zu lesen. Und später Rilke und Trakl. Vor allem Trakl. Er war schuld, dass ich das erste Mal von zuhause ausriss. Und Georg Heym und Ernst Maria Stadler und Jakob van Hoddis. Viele Namen dieser oft so früh verstorbenen, so tief empfindenden, so unendlich traurigen Dichter des expressionistischen Jahrzehnts habe ich leider vergessen, aber ich kann mich noch gut erinnern an ein Taschenbuchbändchen, das sich ausschließlich den Gedichten dieser Zeit widmete und das mich nachhaltig davon überzeugte, dass dieses bourgeoise Gymnasium mit seinen bourgeois Karriereaussichten jeder freien künstlerischen Entwicklung im Wege stehen musste. *Lyrik des expres-*

litt mit diesen großen Leidenden, ich zog mit ihnen in den Krieg, ich lag verwundet im Schützengraben, ein Notizbüchlein auf den blutenden Knien und reimte von blauen und trüben Stunden im „sinkenden Abend“, in der „austreibenden Flut“. Ich berauschte mich an Trakls Gedichten und seinem tragischen Geschick, wie Jahre später an süßem Lambrusco, wir schwänzten die Schule und gaben uns in diversen Kaffeehäusern allmorgendlich eine Dröhnung expressionistischer Gedichte.

Mein Freund Stephan, der wunderschön Blockflöte spielen konnte, hörte zu. Ich rezitierte. Das verständnislose Kopfschütteln der übrigen Gäste wertete uns anfangs auf, ihre Verständnislosigkeit bestätigte uns in unserem Kampf gegen die Spießer dieser Welt, später vergaßen wir auch sie. Die blaue Stunde wurde zum blauen Tag, zur blauen Woche, dem Bürger flog vom spitzen Hut der Kopf, und *Anna Blume?* „Ich liebe dir! Du, deiner, dich, dir, Nicht nur die Stunde war blau, auch unsere Herzen: blau. Kein Alkohol damals, Himbeerlimonade und Waldmeister, ein Kakao und eine Butterbrez, ab und zu eine Semmel tief in den Sentopf getaucht, mehr konnten wir uns sowieso nicht leisten. Nein, keine Drogen, sondern einzig die wunderliche Komposition der Worte verrückte unsere Welt, der Fluss der Sprache und ein bedrohlicher, sich nur selten erhellender Rhythmus wie von fernem Kriegstrommeln angefacht. Diese Verzauberung durch Worte, diese Begeisterung, mich von der Poesie in eine eigene Welt entführen zu lassen, Metaphern für wahrhaftiger zu halten als die Realität, habe ich leider zwar immer wieder mal kurzfristig



du tropfes Tier!“ Nicht nur die Stunde war blau, auch unsere Herzen: blau. Kein Alkohol damals, Himbeerlimonade und Waldmeister, ein Kakao und eine Butterbrez, ab und zu eine Semmel tief in den Sentopf getaucht, mehr konnten wir uns sowieso nicht leisten. Nein, keine Drogen, sondern einzig die wunderliche Komposition der Worte verrückte unsere Welt, der Fluss der Sprache und ein bedrohlicher, sich nur selten erhellender Rhythmus wie von fernem Kriegstrommeln angefacht. Diese Verzauberung durch Worte, diese Begeisterung, mich von der Poesie in eine eigene Welt entführen zu lassen, Metaphern für wahrhaftiger zu halten als die Realität, habe ich leider zwar immer wieder mal kurzfristig

Der Preis des Erfolgs

Ned Vizzini: Eine echt verrückte Story

Ob sich im eigenen Kopf wirklich nur eine graue Masse befindet oder nicht doch vielleicht ein komplizierter dreidimensionaler Stadtplan, mit sechs-spurigen Straßen, Auffahrten und Abfahrten, mit Sackgassen und Brücken und Unterführungen und kleinen Flüssen und Parks und Verkehrsinseln?

Wenn es nach unserem tragischen Helden Craig Gilner aus Ned Vizzinis Roman *Eine echt verrückte Story* ginge, wäre das durchaus vorstellbar. Im Moment scheint der 15-Jährige allerdings jede Orientierung verloren zu haben. Er hat sich freiwillig in eine psychiatrische Klinik begeben, nachdem er in der Nacht zuvor von der Brooklyn Bridge springen wollte. Ein Rätsel. Der junge Mann ist ein wirklich freundlicher Typ. Er hat liebe Eltern und eine gewitzte kleine Schwester. Er ist ein aufgewecktes Bürschchen mit einem für sein Alter ziemlich verständlichen Wunsch: Er möchte Präsident werden oder zumindest sowas Ähnliches. Das heißt, er will auf die beste aller Highschools und er schafft es. Der Erfolg hat seinen Preis: schlaflose Nächte, Erbrechen, schwere Depressionen. Und dazu noch die bittere Erkenntnis, dass es vielen seiner Mitschüler leichter fällt, den Leistungserwartungen zu entsprechen.

Das ist die Zeit, in der der Junge allerorten Tentakel wachsen sieht, die ihn zu erdrücken drohen. Das ist die Zeit, in der sich das Karussell aus Verpflichtung und Selbstverpflichtung immer schneller dreht. Das ist die Zeit, in der ihm, wie er es nennt, „die Anker“ verlohnen gehen, die ihn selbst in stürmischer See ein Gefühl von Geborgenheit gaben. Seine Lieblingsbeschäftigung in glückseligeren Kindertagen war so etwas wie ein Anker. Er zeichnete unterm Küchentisch Stadtpläne, frei erfundene Stadtpläne. Und jetzt, in der Psychiatrie, ent-

lichste Art mit dem Leben draußen nicht mehr zurechtkommen. „Ich sehne mich nach Einfachheit, nach Reinheit, unkomplizierten Entscheidungen und dem Fehlen von Zwängen“, erzählt Craig. „Ich sehne mich nach der Vorschule.“ Ned Vizzinis Roman ist so etwas wie eine Vorschule hoffnungslosen Denkens, ein Verteidigungskurs gegen die Dämonen des ganz normalen Wahnsinns. Schließlich nimmt der Erwartungsdruck allerorten rasant zu. Vor allem kommt er immer früher und kriecht in alle Poren des Lebens. „Demnächst wird es Siebtel- und Achtelbenskrisen geben“, prognostiziert Craig sarkastisch, nicht nur Midlife-Krisen. Er sieht sich bereits in der Sechstelbenskrisen. Je mehr er unter dem schützenden Dach der Station Distanz zum Alltag vor der Tür gewinnt, desto deutlicher wird seine Einsicht: Die Welt draußen ist aus den Fugen. Und: Sein Leben wird nicht geheilt. Es wird bestenfalls gemanagt.

Ned Vizzini hat sich selbst fünf Tage in einer psychiatrischen Klinik aufgehalten und danach binnen drei Wochen seinen Roman geschrieben. Ob er die Tage als teilnehmender Beobachter erlebte oder als Patient, ist nicht bekannt. Jedenfalls schildert der 26-jährige Informatiker und Autor die verworrenen Seelenlagen der Menschen auf der Station wunderbar unpräzise und unaufgeregt. Ein Hauch von *Einer flog über das Kuckucksnest*. Vizzini nimmt, bei aller Ironie, seine Figuren nicht nur ernst, er liebt sie. Und diese Liebe für die gebrochenen Helden überträgt sich auf die Leser. Wer am Anfang nicht daran glaubt, dass in seinem Kopf ein bunter und ziemlich komplizierter Stadtplan existiert, der wird nach der Lektüre auf seinen selbstgebastelten Highways entlangbrausen. (ab 13 Jahre) SIGGI SEUSS